

Wiesbadener Lazarett-Zeitung



MITTEILUNGEN ÜBER UNTERRICHTSWESEN,
BERUFSBERATUNG UND STELLENVERMITTLUNG.
HERAUSGEGEBEN DURCH DEN AUSSCHUSS FÜR
VOLKSVORLESUNGEN FRANKFURT A.M. VOM

Ortsausschuss für Kriegsbeschädigten - Fürsorge
Wiesbaden / Abteilung X vom roten Kreuz.

Nr. 22.

1. Mai

1918.

Chronik.

Die große Offensive in Frankreich, die am 21. März begonnen hat, hat im Verlauf von wenig mehr als einem Monat zu Erfolgen geführt, die schon jetzt als kriegsentcheidend betrachtet werden müssen. Hat man früher die beiderseitigen Verteidigungsstellungen im Westen für unantastbar gehalten, so hat sich gezeigt, daß der Stoßkraft unserer Offensive die englische Verteidigungsstellung trotz ständiger Bewaffnung nicht standhalten konnte. Der erste Teil der deutschen Offensive in dem Abschnitt zwischen Arras und Soissons hat zu einem gewaltigen Einbruch in der feindlichen Front geführt und uns eine mächtige Offensivstellung in der Richtung auf Amiens verschafft. Die Kampfhandlung in diesem Teil wurde Anfang April eingeleitet, aber die Verbindung der französischen und der englischen Armees blieb vor Amiens weiter an ihrer empfindlichsten Stelle bedroht, da ein Durchbruch nach dem Meere, das hier von dem vorgeschobenen Keil unserer Kampfstellung nur ca. 60 Kilometer entfernt ist, das englische Heer in Flandern und Nordfrankreich völlig von den Franzosen abschneiden würde. Die Franzosen haben, um diese Verbindung aufrechtzuerhalten, allmählich alle ihre strategischen Reserven einsetzen müssen, die sie für Gegenangriffe gegen die deutschen Linien hatten aufsparen wollen. Die strategische Bewegungsfreiheit ist ihnen damit vollkommen verloren gegangen. Nach einer Vorbereitungsphase hat am 9. April die deutsche Offensive mit ungeheurer Wucht an anderer Stelle wieder eingesetzt. Sichtlich der belgisch-französischen Grenze haben die deutschen Truppen Stellungen, die von Engländern und Portugiesen besetzt waren, durchbrochen und das schwierige Gebiet der Eyseniederung besetzt. Am 12. April fiel die bedeutende Industriestadt Arras, umlagert, in die Hände der deutschen Truppen, am 16. April der wichtige englische Stützpunkt Bailleul an der belgisch-französischen Grenze. Durch den Einbruch des deutschen Heeres an diesen Stellen wurde die Stellung der Engländer in Flandern bedroht, und die nächste Folge war, daß die Engländer schon am 17. April sich aus dem Gebiete vor Ypern zurückziehen mußten, daß sie in den Flandernschlachten unter Einsatz ungeheurer Massen erungen haben. Langemarck und Passchendaele kam wieder in die Hände der Deutschen. Der Erfolg des Einbruchs bei Arras ermöglichte, eine der stärksten Verteidigungsstellen der Engländer auf belgischer Erde zu nehmen. Nachdem am 25. April der Kampf noch einer neuen Vorbereitungsphase wieder ausgenommen war, wurde am 27. April der Kemmelberg erobert, der die flandrische Ebene überhaut, und die Verbindungslinie zwischen den Kanalhäfen Calais, Boulogne und Dünkirchen mit Ypern beherrscht. Ein neuer Rückzug der Engländer auf Ypern hin befristete den großen Erfolg unserer Waffen, der wohl in der Kanalgegend noch weitere Folgen haben dürfte. Am 25. April war auch die Stellung vor Amiens durch die Wegnahme von Hangard verbessert worden, ohne daß es in diesem Gebiete zu weiteren deutschen Angriffen gekommen wäre. Die Tätigkeit der Franzosen und Engländer hat sich auf verlustreiche Abwehr und noch blutigere, aber ergebnislose Gegenangriffe beschränkt. Nach Verlust der fest ausgebauten Stellung und eines großen Teiles des Kriegsgüter mußten Franzosen und Engländer sich darauf beschränken, durch eiligst herbeigeführte Reserven die Lücken auszufüllen. Ihre Einbuße an Menschenmaterial

übersteigt um ein Vielfaches die deutschen Verluste, die schon dadurch bei dieser Offensivhandlung um so viel geringer sind, als in den früheren Abwehrschlachten, weil die Engländer und Franzosen auf dem Rückzuge ihre Verteidigung notgedrungen größtenteils durch Infanterie und Maschinengewehre, aber nicht durch Artillerie bestreiten.

Um die deutsche U-Boottätigkeit lahm zu legen, wohl auch um die sinkende Stimmung in der Heimat aufzurichten, unternahm die englische Flotte in der Nacht vom 23. auf 24. April einen kühnen Handstreich gegen unsere belgischen U-Boothäfen Oostende und Zeebrugge, der zwar infolge einer Reihe für die Engländer günstiger Umstände bis an die Rede selbst herankam, aber abgesehen von unbedeutenden Schädigungen der Mole von Zeebrugge nicht zu dem gewünschten Erfolg einer Abspernung der Ausfahrtsstraße für unsere U-Boote führte.

Einen schweren Verlust erlitt das deutsche Heer am 22. April: Rittmeister Manfred von Ritzhofen, unser heldenhafter Kampflieger, fiel, nachdem er seinen 80. Gegner im Luftkampf besiegt hatte. Er wurde von den Engländern unter den höchsten militärischen Ehren bestattet.

Die U-Boote des März betrug 689 000 Tonnen. Sodas nunmehr die Gesamtzahl des seit dem Beginn des uneingeschränkten U-Boottkrieges versenkten Schifftraumes 10 959 000 Tonnen beträgt.

In Finnland macht die Besetzung des Landes durch die deutschen Truppen weitere Fortschritte. Nachdem am 2. April die ersten Truppen bei Hangö gelandet waren, wurde am 8. April Raivola, am 15. April Helsinki, am 19. April Abo, am 24. April Rantas, am 24. April Lappeenranta besetzt. Auch die Besetzung der Ukraine macht weitere Fortschritte. Am 6. April wurde Jelaterino, am 19. April Tschaplinka und Melitopol besetzt, am 22. April wurde der Zugang zur Krim, der Halbinsel im Schwarzen Meere, erzwungen und am 29. April Simferopol in der Krim besetzt. Die Ordnung wird in der Ukraine in immer weiteren Gebieten hergestellt und durch Eingreifen der militärischen Autorität für genügende landwirtschaftliche Versorgung des fruchtbaren Landes, der russischen Kornammer, Sorge getragen.

Die Auseinandersetzung in Oesterreich, die sich an den Brief des Kaisers Karl an seinen Schwager, den Prinzen Sixtus von Parma, anschloß, hat ihren Fortgang genommen. In ihrem Verlaufe ist Graf Czernin am 14. April zurückgetreten. An seine Stelle tritt sein Vorgänger, der frühere Minister des Äußeren, Baron Burian, ein Mann, dessen unbedingtes Festhalten an dem Bündnis mit dem Deutschen Reich außer Frage steht. Der Telegrammwechsel zwischen dem österreichischen und dem deutschen Kaiser hat gezeigt, daß die an französischem Starrsinn gescheiterten Friedensversuche Kaiser Karls der Vergangenheit angehören, und daß der auf den Schlichtselbern der Picardie und Flanderns sich offenbarende Waffenbund Deutschlands und Oesterreichs nunmehr uns den Sieg und mit dem Sieg den Frieden bringen muß.

Flandernschlacht.

... Schon fällt der Tommy über den Graben her — Immer noch rattert's Maschinengewehr. „Den Graben räumen“, so ruft es zu Hauf, „man luche die rückwärtigen Stellungen auf!“ Alles läuft und drängt sich nach hinten, um zu dem Gegenstoße Zeit noch zu finden. — Jetzt ist der Graben schon nahezu leer, doch immer noch rattert's Maschinengewehr. Die Letzten sie rufen: „Ihr seid ja des Todes!“ „Wenn schon, dann ist es der Ruf unsres Gotts.“ Als im Laufgraben nun auch der Letzte verschwunden, haben endlich die Schützen auch Zeit gefunden, denn man hört den Befehl: „Schützen zurück — doch säumet keinen Augenblick.“ Der Weg zum Grabenwinkel ist ja nicht weit und seid ihr erst dort, dann seid ihr geseit.“ Um möglichst schnell nun in Deckung zu kommen wird dieser Abschnitt im Sturmschritt genommen. Nur jetzt noch flugs um die Ecke herum. Doch — vor diesem Winkel blieb Einer noch stumm. Und dieser Eine — ich sah als er fiel sein bleiches Gesicht — trug meines Sohnes Profil. Von hinten traf ihn das englische Blei und schlug alle unsere Hoffnung entzwei. Ich schaffe mich selbst in den Graben hinein, doch — behilflich konnt' ich ihm nicht mehr sein. Unentstellt — sein Gesicht zu mir spricht: „Lebet wohl meine Lieben, vergeßt meiner nicht“.

Absturm. J. Schäfer d. J. R 118/1
J. St. Reserve-Baz. Abt. Sophienhaus, Worms am Rhein.
(VII. Preisanschreiben.)

In französischer Gefangenschaft.

Von Sanitätsunteroffizier Bertold,
Ref.-Lazarett Limburg a. d. L., Teillazarett Palkottnerinnen.
(VII. Preisanschreiben.)

Am 30. September 1915, vormittags 6 Uhr, geriet ich in der Champagne bei der großen Herbstschlacht in französische Gefangenschaft. Nach 70-stündigem Trommelfeuer gelang es den Franzosen, gemischt mit Senegalnegern, unsere Stellung zu durchbrechen. Meine vierte Kompanie wurde somit im Rücken angegriffen. Der Sanitätsunterstand befand sich zirka acht bis zehn Meter hinter der vorderen Stellung. In demselben befanden sich zehn Verwundete, zwei Krankenträger und zwei

Sanitätsunteroffiziere. Am 30. September 1915 vor- mittags 5.30 Uhr hörte ich plötzlich Infanteriefeuer und Handgranaten. Ich trat vor den Unterstand, und zu meinem Erstaunen mußte ich sehen, daß die Franzosen schon anmarschiert kamen. Ich ging in den Unterstand zurück und sagte dies natürlich; alles machte lange Gesichter. An ein Auskneifen war nicht mehr zu denken, und so verkroch sich alles in die Ecken. Es dauerte nicht lange, da standen die Franzosen schon am Unterstand und schossen wie die Wilden in ihrem betrunkenen Zustand in unseren Unterstand herein. Kurz entschlossen trat ich raus, und da stürmten ungefähr 18 bis 20 Mann mit Bajonetten auf mich zu. Ich schrie gleich in französischen Worten, sie mögen uns verschonen, wir wären lauter Verwundete und Sanitätspersonal. Als die Franzosen das Französische hörten, da stuzten sie einen Augenblick, und das war die rettende Minute. In diesem Moment kam ein französischer Korporal und nahm die Bajonette von mir, ließ mich abschmalzen und sagte, ich solle die anderen Leute aus dem Unterstand rufen, und ich tat wie befohlen. Wir wurden alle Mann abgeführt in Gefangenschaft. In dem Gelände zwischen beiden Stellungen wurden drei Mann abermals verwun- det. Einer davon flehte mich an, ich solle ihn doch mitnehmen; ich tat es auch, aber da kam der Posten und stach mir in die Hände, und so mußte dieser Mann elend zu Grunde gehen, wobei die Fran- zosen höhnisch lachten. Nun ging es weiter, von allen Seiten kamen Soldaten herbeigestürmt, ohr- seigten, traten und bespuckten uns. Sämtliche Sachen wurden uns abgenommen, es blieb uns aber auch garnichts mehr übrig. Vom Waffentrock wurden uns die Knöpfe, Treppen, Achselklappen, alles abgerissen, sowie auch Mäße. Und so kann man sich vielleicht in eine Lage eines armen wehr- losen Gefangenen hineinsetzen. Vorgesezte standen dabei und lachten spöttisch. Das Verpöhlen war nicht allein kurz nach der Gefangennahme, sondern das wird fortbauern solange noch ein deutscher Soldat sich in Frankreich befindet. Denn das Zivilvolk ist mit einem Wort fanatisch und furcht- bar gehässig. Bis abends 11 Uhr waren wir un- terwegs. Endlich gab es halt. In der Nähe von Chalons befand sich ein Lager. Lager kann man dies nicht nennen, es war bloß eine Drahtumzäu- nung unter freiem Himmel. Da befanden sich noch mehrere deutsche Gefangene. Und so verblieben wir bei Wasser und Brot siebzehn Tage, aller Witterung ausgesetzt. Es ist vorgekommen, daß bei Verwundeten Waden durch den Verband ge- trochen sind. Andere sind durch tagelanges Hungern und an starken Durchfällen zu Grunde gegangen. Man sah, daß dies für die Franzosen Genugtuung war. Nun kam die schreckliche Fahrt von St. Mene- hoult bis Orleans. An jeder Station standen Zivilleute, die uns mit Steinen geworfen, beschimpft und bedroht haben. Nach drei Tagen Bahnfahrt gelangten wir in Orleans an. Hier stand ein französischer Kapitän, der sagte: „Na, ihr deutschen Helden, habt ihr auch Hunger und Durst?“ Alles sagte ja, worauf er erwiderte: „Berreden sollt ihr deutschen Hunde!“ Der Empfang war trostlos. Diese Menschenansammlung, dieses Aufgeregte war ja rein toll. Elektrische Bahn, alles blieb still stehen wegen der paar Gefangenen. Alles schrie: „Alles- mangne kaput, Schweinehund, Schweinekopf, Boche“ und noch so manches. Auch das Lager in Orleans bestand nicht aus Baracken, sondern alles Zelte, in denen wir einen ganzen Winter uns kümmerlich behelfen mußten. Weil in Frankreich großer Mangel an Arbeitern herrschte, ging es gleich zur Arbeit. Zum Beispiel Steinbruch, Holzfallkommando, Kohlen- ausladen usw. Arbeitszeit 12 bis 14 Stunden pro Tag. Verdienst 20 Centimes, nach deutschem Geld 16 Pfennig. Essen war gut. Auch gibt es verschiedene Lager, zum Beispiel Elsäßer-, Schleswig-Holsteiner- und Polenlager. Leute dieser Nation werden solange gut behandelt, bis sie ihre Unterschrift hergeben, und dann werden diese ins französische Heer eingereiht. Auch ich sollte in ein Elsäßer-Lager und mich äußern, ob ich keine französische Gesinnung habe. Als ich dies alles verweigerte, setzte man mich zwei Monate auf eine Festung (Dijon). Nach den zwei Monaten fragte man mich wieder. Ich blieb aber der Selbe und so war ihr Plan nichts geworden. Von neuem wurde ich dann zum Holz-

fällen bestimmt und blieb bei dieser Arbeit bis zum 24. September 1916, als plötzlich die Nachricht bekannt wurde über den Austausch von Sanitäts- mannschaften. In Lyon war die Sammelstelle der Auszutauschenden, wie hier in Deutschland Konstanz es war. Die letzten acht Tage hatten wir es sehr gut, da wollten nämlich die Franzosen wieder gut machen, was sie das ganze Jahr hindurch an uns gesündigt hatten. Auf dem Wege zum Bahnhof mußten französische Regimenter Spalier bilden, da- mit wir nicht allzusehr von dem fanatischen Volk belästigt wurden. Als der Zug sich in Bewegung setzte, war uns, wie man es gewöhnlich nennt, „ein Stein vom Herzen gefallen“. Während der ganzen Fahrt mußten die Gardinen heruntergelassen werden, damit ja das Zivilvolk nicht sehen kann, daß Deutsche im Zuge sind.

Der herrliche Empfang in der Schweiz sowie in Deutschland wird mir in steter Erinnerung bleiben.

Was ist der Staat und warum brauchen wir ihn?*)

Von Eberhard Faden.

Es ist sonderbar, aber es ist so: unter dem Staat können sich viele Leute immer nur etwas Unange- nehmes vorstellen: Polizei, Steuerzahlen, Gefängnis. Auf den Staat wird immer geschimpft, keinem kann er's recht machen. Am liebsten ist ihnen, wenn sie nichts von ihm zu sehen und zu hören brauchen. Aber jetzt im Kriege rufen alle nach dem Staat; da fühlt jeder, daß er ihn braucht, daß er ohne seinen Schutz und seine Sorge nichts vermag. Denkt Ihr noch an den 1. August 1914, als es wie ein Sturm durch Deutschland brauste, als wir alle zusammentraten wie ein Mann, um das Vaterland zu verteidigen? Der Staat ist in Gefahr! Die Feinde — allen voran Herr Wilson — behaupten zwar, sie kämpften nur gegen die deutsche Regierung, nicht gegen das deutsche Volk. Wir aber wissen, daß es um unser Leben geht, um Familie und Heimat, um Arbeit und Wohlstand. Der Staat — das sind wir ja selbst, das ganze Volk; mit ihm stehen und fallen wir. „Mit Gott für König und Vaterland“ — so heißt der Spruch, den wir als Helmzier tragen. Volk und Staat gehören zusammen, bilden eine unlösliche Einheit.

Das ist immer so in der Weltgeschichte gewesen. In gemeinsamer Gefahr besinnen sich die Menschen, da schließen sie sich eng zusammen, da fühlen sie sich als ein einzig Volk von Brüdern. In friedlichen Zeiten streben sie auseinander, als gehörten sie nicht zusammen. Da machen viele einen Strich zwischen sich und dem Staate. Der Staat — das sind für sie die Regierenden und Besitzenden. Die ein- zelnen Stände bekämpfen sich erbittert, als seien sie Feinde und nicht Bürger desselben Staates. Diese inneren Kämpfe sind so alt wie die Staaten selbst. Es gibt eine Fabel, die sich die Menschen schon vor zweitausend Jahren erzählt haben, die Fabel vom Magen und den Gliedern. Eines Tages verweigerten die Glieder den Dienst; sie mühten immer arbeiten und für den Magen Nahrung herbeischaffen, er selber aber tue weiter nichts als essen und trinken. So gut wollten sie es auch haben. Aber nun versagte der Magen natürlich und konnte die Glieder nicht mehr mit frischem Saft und frischer Kraft versorgen. Da wurden sie auch krank und fühlten, daß sie ohne den Magen doch nicht bestehen konnten, und arbeiteten weiter.

Kein einzelner Mensch, kein einzelner Stand vermag für sich allein zu leben. Sie brauchen sich gegenseitig. Und für dieses Zusammenleben brauchen sie eine bestimmte Ordnung und Regel, brauchen sie den Staat. Das liegt in der Natur der Menschen,

*) Wir entnehmen die folgenden Betrachtungen einem wertvollen Büchlein „Vom Leben und Kämpfen der Staaten und Völker, eine Staatslehre für deutsche Feldsoldaten“. Der Verfasser schreibt als Feldsoldat für Feldsoldaten, er schildert das Wesen und die Aufgaben des Staates, unter- sucht das Verhältnis von Staat und Nation, von Staat und Volk, um zum Schluß die Annahme Wilsons zurück- zuweisen, die uns zur französischen Demokratie bekehren will. Die Schrift kann von der Zentralkasse der Lazarett- Beratung, Frankfurt a. M., Theaterplatz 14, bezogen werden.

sie haben dazu keinen Verein mit Satzungen ge- gründet, nicht darüber abgestimmt. Der griechische Weise Aristoteles hat recht, der vor mehr als zwei- tausend Jahren gesagt hat: „Der Mensch ist von Natur zum Leben im Staate bestimmt.“ Der Staat gehört zum Wesen des Menschen. Wir finden staatliche Ordnung ja schon in der Tierwelt, bei den Ameisen und Bienen, bei den in Herden zu- sammenlebenden wilden Pferden und Rindern, die sich um einen Führer, das sogenannte Leit- tier scharen; selbst die Schafe haben ihren Leitwammel.

Der einzelne Mensch vergeht. Familien sterben aus, neue kommen hoch, bestehen durch mehrere Geschlechter und sterben wieder aus. Im Staate dauert die Gesamtheit aller dieser Menschen und Familien, er ist das Bleibende. Dem Staate ver- danken wir, daß wir leben und arbeiten können. „Alles, was ich bin und habe, dank ich dir, mein Vater- land!“ Viele denken zwar: ich habe doch meine Familie, meine Innung oder Gewerkschaft, meine Kirchengemeinde; darin lebe ich. Nur die Beamten sind doch eigentlich auf den Staat angewiesen, der ihnen ihr tägliches Brot gibt. So äußerlich darf man aber die Dinge nicht betrachten. Wer macht denn alles bürgerliche Schaffen und Wirken möglich? Was ist denn die Grundlage, ohne die jene Verbände und Genossenschaften garnicht bestehen können? Der Staat ist es, der höchste, alle Kräfte des ge- samten Volkes zusammenfassende Verband.

Die notwendigste Aufgabe des Staates ist, sich selbst und damit seine Bürger zu schützen gegen Angriffe von außen und gegen Friedens- und Rechts- verletzung im Innern. Dazu muß der Staat un- abhängig nach außen und selbständiger oberster Herrscher im Innern sein. Diese doppelte Unab- hängigkeit des Staates nennen wir „Souveränität“. Ohne Macht aber kann der Staat sich nicht be- haupten, seine Schutzaufgabe nicht erfüllen. Heer und Flotte sind also notwendig; sie müssen um so stärker sein, je größer und reicher der Staat ist und je schwerer seine Grenzen zu verteidigen sind. Darum sprechen wir im Gegensatz zu den Klein- staaten nicht von Großstaaten, sondern Großmächten. So müht Ihr das Wort verstehen, das der Geschichts- schreiber Heinrich von Treitschke gesagt hat: „Der Staat ist Macht.“ Unsere Feinde wollen uns einen Strich daraus drehen. Sie behaupten, das Wort bedeute: Der Staat soll erobern, soll eine Will- kürherrschaft errichten, im Innern über seine Bürger, nach außen über seine Nachbarn. Das sei ja auch unser Nationallied: Deutschland will über alles herrschen, während wir doch meinen: in unserem Herzen geht uns Deutschland über alles andere in der Welt. Freilich, mit Worten läßt sich trefflich streiten. Aber wie sagen die Engländer selbst? Ihr Wahlspruch heißt: Recht oder Unrecht, mein Land geht vor. Das heißt: nicht Gerechtigkeit, sondern England ist die Hauptsache in der Welt. Also rücksichtslose Selbstsucht!

Der Schutz nach außen und der Rechtsschutz im Innern ist wohl die notwendigste Aufgabe des Staates, aber nicht seine höchste. England und Amerika freilich kennen keine weitere. Sie begnügen sich damit, daß der Staat sozusagen eine bessere Aktiengesellschaft ist zur Versicherung von Leben, Freiheit und Eigentum. Wie man Versicherungs- beiträge bezahlt, weil sie nun eben notwendig sind, so halten sie auch den Staat für ein notwendiges Uebel, mit dem sie nicht mehr, als unbedingt er- forderlich, zu tun haben wollen. Er hat nur über die äußere Ordnung und Sicherheit zu wachen. Im übrigen läßt er dem einzelnen volle Bewegung- freiheit, seine persönlichen Interessen ohne Rücksicht auf schwächere Mitmenschen durchzusetzen. Der Staat paßt nur auf, daß bei diesem schrankenlosen Gegen- einander nichts „passiert“, wie ein Schutzmann oder Nachtwächter. Man hat das englisch-amerikanische Staatsideal deswegen spöttisch als das des „Nach- wächterstaates“ bezeichnet.

Wir Deutsche haben ein anderes Ideal. Unsere Reichsverfassung sagt: Das Reich ist errichtet „zum Schutze des Bundesgebietes und des innerhalb des- selben gültigen Rechtes, sowie zur Pflege der Wohl- fahrt des deutschen Volkes“. Wohlfahrt bedeutet: Gesundheit, wirtschaftliche Kraft, freie geistige Bildung. Wir Deutsche betrachten den Staat als Kulturstaat.